

A winter scene with a person in a red coat walking through snow towards a stone house. The scene is set in a snowy landscape with bare trees and a stone house in the background. The person is walking away from the viewer, towards the house. The house is a two-story stone building with a chimney. The scene is filled with snow and falling snowflakes, creating a magical atmosphere.

EMMA
HEATHERINGTON

Das
Weihnachtswunder
von Hope Street

ROMAN

HarperCollins

dem er so gesund aussah, so voller Leben, in seiner Siegerpose auf dem Gipfel des Slieve Donard. Dorthin hatten sie vor etwas mehr als drei Jahren ihren ersten Wanderausflug mit der Gruppe gemacht. Marian stand strahlend neben ihm, die Arme um seine Taille geschlungen, den Kopf an seine starke Brust gelehnt, aber sie erkannte sich auf dem Foto nicht wieder. Damals war sie ein anderer Mensch gewesen, umgeben von Liebe und Familie und Freunden. Aber nun, auch wenn sie sich äußerlich kaum verändert hatte, abgesehen von ein paar zusätzlichen Kilos, war ihr dieses Strahlen abhandengekommen.

»O Billy, warum musstest du so früh gehen?«, sagte sie zu dem Bild, so wie sie es jeden Tag tat, wenn sie versuchte, das Haus zu verlassen. »Warum musstest ihr mich alle so früh verlassen?«

Dann nahm sie ihre Mütze wieder ab, so wie sie es jeden Tag in den letzten drei Wochen getan hatte, und ließ sie auf den Boden fallen. Sie wischte mit dem Handrücken die Farbe von ihren Lippen und verfluchte sich selbst, weil sie so ein Feigling war.

Es ist Weihnachten, mahnte sie sich selbst. Reiß dich zusammen! Du tust dir damit keinen Gefallen.

»Immer sachte, Mum«, hörte sie die Stimme ihrer Tochter sagen. »Solche Dinge brauchen Zeit. Lass es einfach langsam angehen.«

Marian stieß einen tiefen Seufzer aus und gab sich geschlagen. Sie war es allmählich leid, sich Zeit zu lassen. Wie lange würde es noch dauern, bis sie etwas so Simples fertigbrachte, wie zur verdamnten Post zu gehen?

Sie würde sich einen Kaffee kochen und es morgen wieder versuchen, sagte sie sich, genau wie in den vergangenen einundzwanzig Tagen. Ihr Herz hob sich leicht, als ihr einfiel, dass sie ihre E-Mails checken könnte – wer weiß, vielleicht hatte die Kummerkastentante von der *Today* ihr inzwischen geantwortet. Marian liebte ihre Kolumne, ehrlich gesagt kaufte sie die Zeitung nur deswegen. Aus irgendeinem Grund hatte sie das Gefühl, diese Ruth Ryans mit ihrer warmen Ausstrahlung und ihrer freundlichen Art zu kennen, die für alle wie eine beste Freundin zu sein schien.

»Wie groß muss meine Verzweiflung sein, Billy?«, murmelte sie und kniff die Augen zusammen, die in Tränen schwammen, während sie darauf wartete, dass das Wasser für den Kaffee kochte. »Ich bitte eine Frau, die gerade einmal halb so alt ist wie ich, um Rat, wie ich dieses Weihnachten überstehen soll, und ich warte sehnsüchtig auf ihre Antwort. So schlimm steht es schon um mich.«

Sie setzte sich an den Küchentisch und klappte mit zitternden Händen ihren Laptop auf, so wie sie es jeden Tag tat, seit sie Ruth Ryans geschrieben hatte.

Vielleicht würde sie heute von ihr hören. Es war nicht mehr lange hin bis Weihnachten, und Marian ging die Zeit aus, um eine Lösung zu finden, wie sie die Festtage allein überstehen sollte. Sie brauchte eine Antwort von Ruth, und sie brauchte sie schnell.

KAPITEL 5

Sieben Tage vor Weihnachten

»O nein! Ich wusste, dass das passieren würde! Ich komme viel zu spät! Shit!«

Bob springt aus dem Sessel hoch, in dem er geschlafen hat, sammelt hastig seine Jacke, sein Handy und sein Portemonnaie ein und stürmt aus dem Zimmer. Der Gestank von kaltem Rauch und Alkohol weht an mir vorüber, während ich auf der Couch langsam mit pochendem Schädel zu mir komme. Bob ist bereits auf dem Weg nach draußen, und ich bin wieder einmal mir selbst überlassen. Am besten gehe ich gleich unter die Dusche, denn ich bin fest entschlossen, sämtliche Spuren der Trauer abzuwaschen und die Kraft zu finden, in meinem Homeoffice Zuschrift um Zuschrift durchzuarbeiten und zu entscheiden, wer zu den Glücklichen gehört, denen ich in meiner nächsten Kolumne oder Radiosendung meinen weisen Rat geben werde.

Ich höre, wie Bob die Haustür hinter sich zuknallt, und das Geräusch hallt in der leeren Stille wider. Eine Stille, an die ich mich eigentlich inzwischen gewöhnt haben müsste, aber das habe ich nicht. Diese Stille ist erstickend, sie ist erdrückend – und sie ist eine düstere Mahnung, dass ich nicht vorwärtskomme, nicht auf die Art, wie meine Schwester vorwärtskommt, und nicht auf die Art, wie ich es den Menschen vorspiele, die sich mit ihren Problemen an mich wenden.

Die Uhr tickt, und ich nicke wieder ein, bis ich schließlich schweißgebadet aufschrecke und mich kerzengerade hinsetze, so rasch, dass mir kurz schwummrig wird. Ich hatte wieder diesen Traum. O nein, ich hatte wieder diesen Traum mit ihr, und ich bekomme kaum Luft, weil ich die Bilder wie immer ganz klar vor Augen habe. Sie steht oben auf der Treppe und ruft mich, damit ich ihr mit dem Weihnachtsbaum helfe. Ich versuche, den Treppenaufgang zu finden, aber egal, welchen Raum ich in diesem großen, kalten, leeren Haus betrete, ich suche vergeblich. Ich kann den Aufgang nicht finden, und ich kann sie nicht finden. Sie ruft weiter nach mir und erklärt mir, dass sie die ganze Zeit hier gewesen sei, dass sie nie wirklich fortgegangen sei, dass sie immer noch irgendwo im Haus sei und ich sie einfach nur finden müsse.

Aber ich finde sie nie.

Das Haus ist still. Sie ist nicht hier. Niemand ist mehr hier, außer mir und ein einsames *Zu-verkaufen*-Schild, das wie eine steife Flagge im Vorgarten steht. Ich muss hier raus, aber bis es so weit ist, sollte ich meine Arbeit erledigen.

Zwanzig Minuten und eine heiße Dusche später sitze ich mit einem sehr starken Kaffee vor meinem Laptop und starre blinzelnd auf die Liste von E-Mails, die auf mich wartet. Obwohl ich diesen Job schon seit Jahren mache, war ich immer neugierig darauf, in das Leben anderer Menschen einzutauchen und mir zu überlegen, wen ich in meinem Blog

bespreche, wen ich für meine Kolumne auswähle und wen ich mir für meine Radiosendung aufhebe. Früher war es spannend, früher war es reizvoll, manchmal war es auch geradezu herzerreißend, und vor allem war es etwas, worin ich mit der Zeit richtig gut wurde.

Aber heute weiß ich nicht, wo ich anfangen soll.

Ich öffne eine E-Mail, deren Absender ich bereits kenne, weil ich denke, es ist am besten, wenn ich mit etwas Einfachem beginne.

Sehr verehrte Ruth,

ich habe ein großes Problem, und das ist: Ich träume jede Nacht von Ihnen.

Sind Sie immer noch Single? Bitte sagen Sie Ja.

Liebe Grüße, M.

Ich stütze meinen Kopf in die linke Hand und rolle mit den Augen. Ja, ich bin *immer noch* Single. Nein, ich bin immer noch nicht interessiert.

M. ist meine anonyme, regelmäßige Ego-Massage, mein allergrößter Fan, und obwohl ich keine Ahnung habe, wer er (oder sie?) ist, weiß ich, dass ich mindestens einmal pro Woche von M. höre – Schmeicheleien über mein Aussehen, meine tröstende Stimme der Vernunft, meine klugen Worte. Es gibt ein paar Leute wie M., die mir regelmäßig schreiben, nur um mir nichtssagende Komplimente aus der Ferne zu machen. Wenn die alle wüssten, wie unglücklich ich im wahren Leben bin, wäre es damit sicher schnell vorbei.

Ich klicke auf die nächste E-Mail.

Liebe Ruth,

mein neuer Partner hat mich vor die Wahl gestellt: entweder er oder mein Hund. Was soll ich tun? Mein Freund ist allergisch auf Tierhaare, aber ich möchte mich weder von ihm trennen noch von meinem Hund. Henry ist nun schon seit acht Jahren mein treuer Begleiter und bester Freund. Bitte helfen Sie mir.

Nicky

Ich hatte auch mal einen, der Henry hieß, denke ich mit einem leichten Schmunzeln. Er war allerdings kein Hund, sondern ein knapp ein Meter neunzig großer Feuerwehrmann, der sich am nächsten Morgen nicht an meinen Namen erinnern konnte. Der Nächste, bitte!

Sehr geehrte Ruth,

normalerweise verschwende ich meine Zeit nicht damit, Leserbriefe zu schreiben, aber in Ihrem Fall kann ich mich nicht zurückhalten. Für wen halten Sie sich eigentlich, dass Sie jemandem, der kleine Kinder hat und ein Haus abbezahlen muss, empfehlen, seinen sicheren Job aufzugeben und sich selbstständig zu machen? Folge deinen Träumen, meine Fresse! Es ist nicht jeder so reich wie Sie mit Ihren

Designerklamotten und Ihren piekfeinen Nobelrestaurants! Sie würden ehrliche, harte Arbeit nicht einmal dann erkennen, wenn sie Ihnen ins Gesicht starren würde!

Anonym

Ich klicke mich weiter durch meine Liste und versuche, die Anfragen zu verarbeiten, die heute wieder von genial bis lächerlich reichen, sogar mehr noch als sonst. Klassische Seitensprungfälle, unwichtige Geldsorgen und die vielen unglücklich Verliebten gehen bei mir zum einen Ohr rein und zum anderen wieder raus, ebenso die übliche Kritik von Menschen wie »Anonym«, die keine Ahnung haben, wie ich im wahren Leben bin. Reich? Ich habe ein altes vierstöckiges Haus geerbt, das schon bessere Tage gesehen hat und dessen Betriebskosten mich auffressen. Ehrliche, harte Arbeit? Die leiste ich definitiv. Ich habe mich halb totgeschuftet, um dorthin zu kommen, wo ich heute stehe, und niemand kann behaupten, dass es einfach war. Manchmal sträuben sich mir die Nackenhaare angesichts der Ignoranz der Welt. Warum können wir nicht einfach netter zueinander sein? Ist das wirklich so schwer? Kein Wunder, dass ich auf Rückzug schalte, wenn mir jemand im echten Leben zu nahekommt.

Ich öffne die nächste E-Mail.

Liebe Ruth,

ich weiß nicht, ob Sie mir helfen können, aber ich will versuchen, mir meinen Kummer von der Seele zu schreiben, denn ich muss mir einfach einmal Luft verschaffen. Ich bin verheiratet und habe einen zweijährigen Sohn. Wir sind eine glückliche kleine Familie, nach außen hin habe ich alles, was man sich wünschen kann. Aber warum habe ich dann das Gefühl, als würde etwas fehlen?

Ich lebe nur für meine Familie, doch es gibt Tage, da würde ich am liebsten vor allem davonlaufen und etwas nur für mich tun. Ich führe Selbstgespräche; ich rede tatsächlich mit mir selbst, weil ich das Gefühl habe, dass mein Mann mir die meiste Zeit nicht richtig zuhört. Wir sprechen miteinander, aber ich weiß, dass meine Worte und Gedanken nicht wirklich bei ihm ankommen. Er ist in letzter Zeit immer so gereizt und müde, und er hängt ständig über seinem Handy. Mit meinen Arbeitskolleginnen kann ich auch nicht richtig reden, außerdem sind die alle mit ihrem eigenen Leben beschäftigt, und ich traue mich nicht, ihnen vorzuschlagen, zusammen etwas trinken oder essen zu gehen.

Mein Mann hat seine Arbeit verloren, und eigentlich können wir es uns dieses Jahr überhaupt nicht leisten, Weihnachten zu feiern, weil mein Gehalt vorne und hinten nicht reicht. Das macht mir richtig Angst, aber ich denke, was mich am meisten beunruhigt, tief in meinem Innern, ist das Gefühl, dass ich in dieser Situation alleine dastehe. Was in aller Welt soll ich tun? Wie soll ich unser Weihnachten retten ohne Geld, ohne einen Ansprechpartner und ohne fremde Unterstützung?

Ich fühle mich einfach so einsam, und niemand ahnt etwas davon. Bitte helfen Sie mir.

*Liebe Grüße
Molly Flowers*

Ich muss ein paar Tränen wegwinkern, nachdem ich Mollys Worte gelesen habe, und meine Kehle ist wie zugeschnürt, denn ich verstehe total, wie sie sich fühlt. Ist es nicht seltsam, dass wir uns, obwohl wir von Menschen umgeben sind und nach außen hin alles haben, hinter verschlossenen Türen wie Gefangene auf einer einsamen Insel vorkommen, wo niemand unsere Schreie hören kann? Ich kann das absolut nachvollziehen, Molly.

Ich werde die E-Mails, die ich mir bereits markiert habe, später beantworten. Jetzt fahre ich meinen Laptop herunter und reibe meine müden Augen. Heute erwartet mich ein harter Arbeitstag, aber im Moment kann ich mich einfach nicht länger mit den Problemen anderer Leute auseinandersetzen. Tatsächlich weiß ich nicht einmal, ob ich jemals wieder dazu fähig sein werde. Früher fiel es mir so leicht, doch neuerdings habe ich meine liebe Not damit, jede einzelne Zuschrift zu lesen, zu deuten und die richtigen Worte darauf zu finden. Letztere sind mir offenbar ausgegangen.

Ich schicke meiner Kollegin Nora eine SMS, um herauszufinden, wie ihre Stimmung heute Morgen ist. Sie könnte von noch immer leicht beschwipst vom Vorabend und die ganze Welt umarmend bis zu höllisch verkatert mit dem akuten Wunsch zu sterben reichen. Nora hat gestern Abend verdammt viel getrunken. Ich zum Glück nicht.

Können wir uns auf einen Kaffee und ein Katerfrühstück im Café Gloria treffen? Bitte tu mir den Gefallen!, schreibt sie zurück, und ich überlege nicht lange, sondern ziehe direkt meine Jacke, Mütze und Schal und warme Stiefel an und mache mich zu Fuß auf den Weg in mein Lieblingscafé, wo ich mich ganz sicher besser fühlen werde, weil mich dort immer glückliche Erinnerungen aus längst vergangenen Zeiten wie eine warme, flauschige Decke umhüllen.

Das Café Gloria ist schon immer mein Zufluchtsort gewesen. Früher rannte ich mit meinen Problemen dorthin, wenn mein Vater eine Pause von pubertierenden, hormongestressten Mädchen brauchte, holte mir Wärme und Trost und kehrte mit bedingungsloser Liebe zurück, in der Gewissheit, dass er da sein würde. Die bloße Erinnerung an jene Zeit genügt schon, um mich innerlich aufzuwühlen. Das muss aufhören. Ich muss mich davon frei machen.



Molly Flowers

Molly Flowers hatte drei Tage lang keinen Wein angerührt.

Es war nicht so, dass sie keine Lust darauf gehabt hätte, vielmehr konnte sie sich diese Woche einfach keinen leisten. Jedes Mal, wenn sie überlegte, wo sie das Geld für ein paar Weihnachtsgeschenke hernehmen sollte, bildete sich in ihrem Hals ein dicker Kloß, groß